

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 19 (1951-1952)  
**Heft:** 1

**Rubrik:** Kleine Rundschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## KLEINE RUNDSCHAU

THOMAS MANN: «DER ERWÄHLTE»

*oder Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*

«Man konnte es Lessing nicht verzeihen, daß er in der Theologie bis zur Eleganz, und im Christentum sogar bis zur Ironie gekommen war.» Friedrich Schlegel.

Wer es unternimmt, einen alten Stoff neu zu erzählen, wird das im allgemeinen nur dann tun, wenn er dazu etwas Neues zu sagen hat. Nun ist es aber erstaunlich, wie eng sich Thomas Mann in seiner Neuerzählung der Geschichte vom guten Sünder an die mittelalterlichen Vorlagen hält. Verglichen mit der dem deutschsprachigen Leser nächstliegenden, dem «Gregorius» des Hartmann von Aue, ist in der äußeren Episodik kaum Wesentliches hinzugekommen. Andererseits kann nicht übersehen werden, wieviel an höchst modern anmutender Philosophie und Psychologie hinter der mediävistischen Tarnung des Werkleins steckt. Es schimmert da ein Weltbild durch, das an Geschlossenheit und Leuchtkraft dem christlichen Goldhintergrund von damals in nichts nachgibt. Ist das nun neuer Wein in alten, oder sollte es gar alter Wein in neuen Schläuchen sein?

Die Frage ist nicht müßig, und auch die Antwort nicht, so ambivalent sie ausfallen muß: es ist beides. Eine dritte Möglichkeit nämlich wäre die reine Nacherzählung, alter Wein in alten Schläuchen also. Neuerzählung aber ist nicht lediglich Wiederholung, sondern Wiederbelebung, und diese ist neu und alt zugleich, sowohl der Form wie dem Inhalt nach. Denn dazwischen liegt ja eine Spanne Zeit, die in der Wiederbelebung eines Vergangenen in der Gegenwart übersprungen wird. Mit diesem «Vergangenen» ist jedoch nicht etwa das Stoffliche der Geschichte von Gregorius gemeint, das ja als Motiv wie als dessen Ausgestaltung im Epos stets gegenwärtig ist, sondern der Sinnzusammenhang, in dem das Ganze steht, der Geist, in dem die Erzählung erfolgt. «Wer läutet?» stellt sich als grundlegende Frage im Eingangskapitel, als die Glocken beim Einzug des Erwählten in die Ewige Stadt von selber zu klingen anheben, und: «der Geist der Erzählung» ist die Antwort, die der fiktive Erzähler, ein Mönch im Kloster St. Gallen, in Wirklichkeit Thomas Mann sich und dem Leser gibt. Der Geist der Erzählung — das ist doch wohl der Geist auch des Erzählers so gut wie der des Zuhörers, des Lesers. Es handelt sich dabei nicht allein um des Erzählers Machtvollkommenheit, die Glocken Roms von selber läuten zu lassen, wann immer es ihm beliebt, und auch nicht um deren Korrelat, nämlich daß die Glocken sich beliebig läuten lassen, sondern um die weder an Zeit noch Raum, wohl aber an das Vorhandensein eines inneren Gehörs gebundene Reproduzierbarkeit des Vorgangs. Die von selber läutenden Glocken und ihr Zusammenklang sind ja lediglich «hörbildhafter» Ausdruck für etwas, das schon nicht mehr nur der «Geist der Erzählung» ist, sondern bereits als «der Geist» überhaupt verstanden werden darf. Ein Kapitel Erkenntnistheorie als Einleitung zur Neuerzählung einer versifizierten Legende des christlichen Mittelalters?

Warum nicht, wenn gleich zwei Gründe dafür sprechen! Erstens erklärt sich damit auch der merkwürdige Umstand, daß der Erzähler von heute sich

im wesentlichen an die Vorlage von einst halten, mediävisieren konnte, ohne antiquiert zu wirken, und zweitens ist mit diesem «Geist der Erzählung», der als Triebfeder des Handlungsablaufs eingeführt wird, dem Leser zugleich der Schlüssel zum ganzen Mechanismus in die Hand gegeben. Denn ein solcher ist diese Erzählung, und darauf gleich zu Beginn schonend vorbereitet zu werden, wappnet gegen den sonst vielleicht irritierenden Eindruck ihres uhrwerkgleichen Abschnurrens. Die hier auftretende Frage, wie sich ein derartiger Automatismus als die Neubelebung einer christlichen Legende bezeichnen läßt, bedarf freilich noch der Erörterung.

Wir wollen nicht sagen, ein Hartmann von Aue sei bei der Abfassung seines Epos vom guten Sünder durchaus naiv gewesen. Die verschmitzte Art, in der er an kritischen Stellen an die Bereitschaft, ja die christliche Pflicht zur Wundergläubigkeit appelliert, spricht eher dagegen. Jedoch, er konnte zum mindesten unbehelligt auf Goldgrund malen, mit einem allgemeinen christlichen Bewußtsein rechnen, das sich des Gnadenapparates zu bedienen gewohnt war (es kommt nicht von ungefähr, daß sich hier ein Ausdruck aufdrängt, der gleich wie die vorhin verwendeten «Mechanismus» und «Automatismus» der technischen Begriffswelt angehört). Entlang den Richtpunkten «Sünde — Schuld — Sühne — Gnade» laufen seine Verse munter hin. Thomas Mann hätten wir es übelgenommen, wäre er uns mit demselben Schema und weiter nichts gekommen. Wir hätten eingewendet, daß es den Goldgrund nicht mehr gibt, mit dem christlichen Bewußtsein nicht mehr als mit einer Selbstverständlichkeit zu rechnen ist. Warum aber sollte uns dann das Vorgehen Thomas Manns verblüffen, wenn er statt Goldgrund blauen Himmel, statt des Gnadenapparates den Automatismus des Sinnzusammenhanges setzt? Uebelnehmen können wir es ihm auf keinen Fall, so wenig wie die erstaunliche Tatsache, daß auch in diesen veränderten, nachkartesianischen Kosmos das alte Schema paßt.

Im Gegenteil. Erinnern wir uns des zentralen Problems, das uns im «Doktor Faustus» doch weiß Gott ergriffen hat, und das dort weit, aber nicht weiter als bis zu der schwachen Hoffnung geführt wird, «daß aus der totalen Konstruktion sich letztlich doch wieder der Ausdruck gebiert». Hinter diesem Satz steht Kleists Aufsatz über das Marionettentheater (der übrigens im geistigen Itinerarium der «Entstehung des Doktor Faustus» figuriert), jener erratische Block aus der Zeit der Selbstüberwindung der Romantik, in den die Worte gemeißelt sind von der «Notwendigkeit, ein zweites Mal vom Baume der Erkenntnis zu essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen». Man sehe nun auch in diesem Zitat zunächst keine Anspielung auf das Stoffliche der Geschichte von Gregorius — davon später —, sondern einen Hinweis auf zweierlei: auf die Bedeutung des Gegensatzes zwischen dem «wissenden» (Schiller hätte gesagt: sentimentalischen) Modernen und der Naivität — wenn nicht Hartmanns von Aue, so doch seiner Leser, und dann auf die Lösung der leverkühnschen Problematik der Konstruktion, die sich daraus ergibt, nämlich durch die Uebernahme eines historischen Denkschemas — in unserem Falle der Kette «Sünde — Schuld — Sühne — Gnade» — und dessen Anwendung unter verändertem Vorzeichen («Notenschlüssel» hätte der Musiker Adrian Leverkühn gesagt), dem monistischen in unserem Falle an Stelle des christlich-dualistischen.

Das wäre eine erste Antwort auf die Frage, wie ein erzählerischer Mechanismus die Wiederbelebung einer christlichen Legende sein kann. Denn auch die Legende lebte von einem Apparat. Aus der Konstruktion hat sich so neuerdings der Ausdruck ergeben, indem das einst Geglaubte, heute

Gewußte sich in seiner Substanz als ein und dasselbe erweist. Glaube und Wissen können sich demnach im Gnadenbewußtsein treffen, der eine es dualistisch von außen beziehend, das andere aus dem «Rückfall in den Stand der Unschuld durch (Selbst-)Erkenntnis». Man steht hier vor dem «Gnothi seauton — Erkenne dich selbst» an der Eingangspforte zum delphischen Orakel. Nicht aber vor der Antike, wie sie ein Sophokles repräsentiert. Seine Gestaltung unseres Stoffes, des Oedipus-Motivs, entspringt tragischem Lebensgefühl. Für ihn gibt es keinen «Geist der Erzählung» als Triebfeder des Geschehens, sondern ein blindes Schicksal mit aller Gräßlichkeit der «machine infernale», als die es ein anderer zeitgenössischer Wiederbeleber, Cocteau, in seiner Fassung bezeichnet hat. Die Gegner Thomas Manns (des Dichters) aus religiösen (nicht aus politischen) Gründen sollten das nicht übersehen: das wirklich Nichtchristliche, das ganz und gar Gnadenlose findet sich anderswo, während es immerhin in Rom ist, wo unser «Geist der Erzählung» durch das Medium eines Mönches im Kloster St. Gallen die Glocken von selber läuten läßt. Sie sollten ihm seine Liberalität verzeihen und ihm das Verständnis entgegenbringen, mit dem man die Romantiker in den Schoß der Kirche aufnahm, die konvertierten, ohne je gute Katholiken zu werden. Thomas Mann wird diesen Schritt allerdings schwerlich tun, denn dazu hat er als Norddeutscher sich (nicht zuletzt im «Faustus») zu sehr mit Luther und dem Teufel auseinandergesetzt, und wahrscheinlich auch mit Calvin. Die Art jedenfalls, wie er in seinem «Erwählten» den antiken Schicksalsbegriff überwindet und den Begriff der christlichen Gnade säkularisiert, setzt einige Kenntnis der Prädestinationslehre voraus, und mit der «Freiheit eines Christenmenschen», die paradoxerweise, aber tatsächlich aus der Gewißheit der Vorbestimmung zu gewinnen ist, ist man dem Katholizismus wohl für immer entwachsen. Trotzdem: Thomas Manns Anliegen war noch nie ein so ausgesprochen romantisches, nicht nur wegen der thematischen Hinwendung zum katholischen Mittelalter, nicht allein durch die Verbindung der Problematik von «Wälsungenblut» und «Oedipus», sondern vor allem auch im Hinblick auf das wesentliche Merkmal des «Geistes der Erzählung»: die Ironie.

Gewiß, auch sie taucht nicht zum erstenmal auf, sie beherrscht vielmehr die Gesamtheit des Mannschen Lebenswerkes, aber es wird ihre so oft und gern verkannte Funktion hier, in der Konfrontation mit dem tragischsten und theologisch hochbelasteten Gegenstand, besonders deutlich. Unsere Zeit hat sich von den Gedankengängen der Romantiker derart weit entfernt, daß man, um nicht als Ketzer zu gelten, froh ist, die folgenden Definitionen einiger Aspekte der Ironie durch die Autorschaft Friedrich Schlegels und seiner Zeitgenossen gedeckt zu wissen (wir entnehmen sie der Abhandlung von Prof. Fritz Ernst über romantische Ironie): Philosophie als Heimat der Ironie, Religion als ihr Ziel. Ironie als Wille zur Ueberwindung der Tragik, Ironie als «transzendente Bouffonnerie», als Transzendentalpoesie... Darüber soll man nicht vergessen, daß Schlegel zum Katholizismus übertrat. Thomas Mann, der die Ironie durchaus und von jeher in obigem Sinne gebraucht hat, wird ihm darin — wie gesagt — schwerlich folgen (auch der «Calvinist» André Gide kam schließlich mit seinem «Oedipe» allein zu Rande), und zwar deshalb nicht, weil er mit seinen «transzendentalen Bouffonnerien» nicht in einem goldenen, sondern in keinem andern als einem Himmel landen will, der blau ist wie seit dem ersten Schöpfungstag.

Thomas Mann transzendiert nicht, oder dann nur, insofern er die Immanenz zum identischen Ziel erhebt. Ob er das theologisch darf, würden nur Mystiker

positiv beantworten, aber ein Mystiker ist er nicht; inwiefern er es philosophisch darf, darüber streitet man sich seit Descartes bis auf den heutigen Tag und die Existentialphilosophen. In den Kreis unserer Betrachtung fällt hier vor allem, wie er es tut. Was den Stil betrifft, so gehören seine geistreichen Spielereien zunächst zu den legitimen Mitteln romantischer Ironie, sind aber doch mehr als literarische Travestien, weil sie, als Ausdrucksformen einer «Sprache über den Sprachen», Aeußerungen des oft zitierten «Geistes der Erzählung» sind, eines Geistes, der offenbar nicht nur weht, wo, sondern auch woher er will. Für das Gedankliche aber, in seinen Grundzügen, können wir von dem bewährten Schema ausgehen: Sünde — Schuld — Sühne erscheinen zunächst ganz konventionell. Die darin Verstrickten unterziehen sich diesem Ablauf mit beinahe routinemäßiger Selbstverständlichkeit. Auffallend ist lediglich, daß sie das Strafmaß von selber wissen, die Sühne sich selber auferlegen. Interessanter noch sind aber die Kommentare des fiktiven Erzählers. Insofern die begangene Sünde von der Natur ermöglicht wird, fällt sie weitgehend zu deren eigenen Lasten, geht sie auf Konto der absoluten Indifferenz, beziehungsweise Amoralität der Natur. Ein Gesichtspunkt, der mit der Frage nach dem Schicksal und der Vorsehung (beziehungsweise Prädestination) verknüpft wird: *Nemo contra Deum nisi Deus*. Hier der uralte Ansatzpunkt für den folgenreichen Sprung in die Abstraktion: vom guten Sünder erzählt die mittelalterliche Legende, auf die «gute Sünde» als logische Folge wagten bisher nur wenige zu kommen, jedenfalls nicht die offizielle Theologie. Darin liegt aber die Gleichzeitigkeit von alt und neu, das Geheimnis der Wiederbelebung. Denn — es muß hier wiederholt werden — hier treffen sich zwei Zeitalter in gemeinsamer Gnadengewißheit. Hartmann von Aue läßt seinen Gregorius siebzehn Jahre auf dem Stein büßen, zur Nahrung gibt er ihm nichts als eine Quelle. Thomas Manns Zutat vergrößert scheinbar das Wunder, verwahrscheinlicht es aber zugleich durch die Erhellung seines Sinngehaltes: von einer Art Muttermilch der Erde genährt, nähert sich Gregorius bildlich und leiblich der Quelle seiner «Sünde», der indifferenten, amoralischen, aber letztlich mütterlich-guten Natur, die doch den göttlichen Funken in sich trägt — nähert sich ihr bis an die Grenze der Identität des scheinbar dualistisch Geschiedenen, eine Grenze, die ihn nur noch seine subjektive Existenz zu überspringen hindert. Den Stand der Gnade (die an sich immer da ist) im Sinne der «Erwähltheit» kann man wohl als die Bewußtwerdung dieser Tatsache auffassen. Deren Wirkung auf die menschliche Psyche muß in einem großen Gott-, Welt- und Selbstvertrauen gipfeln; jedenfalls zögert Gregorius keinen Augenblick, die Berufung auf den Stuhl Petri zu akzeptieren. Er entpuppt sich allerdings von für einen Papst außergewöhnlicher Liberalität, als eine Art Pio Nono des Mittelalters. Aber was kann man von einem schon erwarten, der von den vielen, die berufen sind, auserwählt war, mit dem Worte des romantischen Konvertiten Friedrich Schlegel ernst zu machen: «Was überwunden werden muß, das ist der Geist der Schwere...»

Fritz Störi

#### DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

**Russische Wirklichkeiten** Peter I. verbot den Gebrauch der Bezeichnungen «*Großfürstentum Rußland*» und «*Moskoviter*» und setzte an ihrer Stelle die Bezeichnung Rußland durch. Stalin verbot während des Krieges den Gebrauch der Bezeichnung Rußland und setzte die Bezeichnung *Sowjet-Union* durch. Die Vorherrschaft der Groß-Russen in

Rußland, die Vernichtung aller echten nationalen Autonomien, soll durch eine Irreführung verdeckt werden. Es gibt in Rußland kein *Sowjet-System* und hat es nie gegeben. Alle Merkmale des Sowjets sind längst abgeschafft, nur der Name ist als Anspruch einer wesentlicheren Demokratie, als es die rein parlamentarische sei, übriggeblieben. Die Bolschewisten *usurpierten* den ursprünglich menschwertigen *Sowjetgedanken*, als sie im Sowjet eine Mehrheit besaßen; sie jagten die Nationalversammlung auseinander, als sie in ihr eine ohnmächtige Minderheit waren und die russische Bauernschaft, die immense Mehrheit des Volkes, der *Sozialrevolutionären Partei* in der Konstituante die *absolute Mehrheit* verschaffte, obwohl 90 Prozent der Wahlkreise bereits unter bolschewistischem Terror standen. Um die Sozialrevolutionäre durch eine Schmutzkonkurrenz zu verdrängen, hatten die Bolschewisten (vor den Wahlen) ein Dekret über die *Landverteilung* veröffentlicht, in dem sie einfach das Programm der sozialrevolutionären Bauerndelegierten der Sowjets wörtlich abschrieben, um auf diese Weise eine *Agrarrevolution* zu *usurpieren*, die mit ihrem eigenen Agrarprogramm identisch war wie Schwarz mit Weiß. Auf die *Usurpation* des *Marxismus* folgte also die *Usurpation* einer bäuerlichen *Genossenschaftstheorie*. Da der Bolschewismus im wesentlichen bis 1946 weder Kritik noch ideologischem Widerstand in der Weltpresse begegnete, wurde er gutgläubig als Träger der marxistisch-proletarischen und der revolutionär-agrarischen Revolution angesehen, und so ist es heute noch.

Die neue russische *Bauernrevolution* straft diese Usurpationen aufs neue Lügen. Der Beschluß der durch das Politbureau herrschenden neuen *Ausbeuterklasse*, eine dritte Agrarrevolution durchzuführen, bedeutet nichts anderes als eine neue Maßnahme des russischen Staatsmonopolismus zur Abdrosselung des ungebrochenen revolutionären Willens der russischen Bauernschaft, Landeigentümer zu werden. Im *Kulakentum* hatten die russischen Bauern dieses Ziel so weit schon erreicht, daß es die Konsolidierung der herrschenden Funktionärklasse bedrohte; im Blut und Hunger der Bauern wurde diese Revolution erstickt. Nun haben die Bauern den Krieg und die folgenden Krisenjahre benutzt, die Expropriateure zu expropriieren und soviel Land als möglich von den Kolchosen wieder an sich zu bringen. Die herrschende Klasse antwortet darauf mit der verschärften Agrarindustrialisierung, der Zusammenlegung der Kolchosen zu *Kolchosen-Latifundien*, betrügerisch *Kolchosenstädte* genannt, die in Wahrheit bestenfalls in Jahrzehnten entstehen werden.

Auf diese *gewaltige russische Krise* kam am 25. Januar 1951 *Margaret Miller*, die lange in Rußland gelebt hat, in *The Listener* zu sprechen. Wie andere Beiträge dieser BBC-Wochenschrift befeiligte sich auch dieser einer wohlangebrachten Objektivität. Miller schildert die Teilnahme des ganzen Landes an der Erntearbeit, zu der viele städtische Kräfte beordert werden, so daß auch in Moskau während dieser Zeit *Briefkästen nicht geleert* werden. Man erkennt auch an diesem Detail auf wie schwachen Füßen die russische Wirtschaft steht, die, wie nun die neue Kampagne gegen die Bauern beweist, alles andere als *stabilisiert* ist. Schon während des Krieges begann die Rückeroberung des Landes durch die Bauern. Der sogenannte Kollektivbesitz — in Wahrheit Verfügungsgut der herrschenden Klasse — wurde nicht nur von den Deutschen im Kriegsgebiet, sondern auch weit hinter der Front von der Bauernschaft ausgeplündert. Die Bürokratie war auch hier überproportioniert groß und teilte sich mit den Bauern in der Uebervorteilung des verhaßten Staates. So schrieb man alle möglichen Privatausgaben

der Bauern wie Haarschneiden, Schuhreparaturen und anderes zu Lasten des Kolchos, dessen Verwaltung sich die größten Unregelmäßigkeiten zuschulden kommen ließ, wie es sich bei einer autonomen, terroristischen Verwaltung von selbst versteht. Zehntausende wurden denn auch verjagt und bestraft, weil sie von dem System profitierten, das im wesentlichen solche Profitmöglichkeiten der herrschenden Klasse zuschanzt. Der Maschinenpark wurde vernachlässigt, die Technisierung ergab in den kleineren Kolchosen, die ein Drittel und mehr der Produktion bestimmen, ungenügende Ergebnisse, was durch den Mangel an technischen Kräften, durch die Apathie der Bauern dem Kolchos gegenüber, durch Verwendung der Arbeitszeit für den eigenen Kleinbesitz zu erklären ist.

Der große imponierende *Aufforstungsplan*, der den russischen Boden vor Winden, Verstaubung und Trockenheit schützen soll, ist ein Werk von Jahrzehnten. Die Vertreibung der Bauern aus ihren Hütten und Ställen, die Expropriation des ihnen einst auf ewig zugeteilten Grund und Bodens von 0,45 Hektaren, ist dagegen das Werk von Monaten. Viel zu günstig, wie üblich, auch von *André Siegfried* im *Figaro* beurteilt, wird es im gleichen Blatt (Nr. 2069) von einem Kenner des Landes und der Verhältnisse in den Zusammenhang der russischen Bauernrevolutionen gestellt. Allgemein dachte man auf dem Lande, daß der Oeffnung der Kirchen die Rückgabe des geraubten Bodens folgen werde. Als sich die Bauern betrogen sahen, griffen sie zur Notwehr. Nach den Angaben der Zeitschrift *Der Bolschewik* fanden allein im Gebiet von Kujbischew 11 000 spontane Landbesetzungen statt. Erleichtert wurde dieser Aufstand durch den Umstand, daß in einem Sechstel der Kolchosen keine Parteizellen existierten und der Terror daher nicht dauernd gegenwärtig war. Und das ist wiederum durch das Mißtrauen der herrschenden Klasse gegen die immense Mehrheit der unterdrückten Bauernschaft zu erklären, die der Partei ferngehalten wird.

Daß die Umgliederung der russischen Landwirtschaft selbst in der Moskauer Gegend katastrophale Folgen hat, ergibt die Lektüre der russischen Presse. Hinzuzufügen wäre, daß man die Folgen weit nach Europa hinein verspürt, wie die Hungerrationen in *Rumänien, Ungarn und der Tschechoslowakei* beweisen. Die Gründung der sogenannten Kolchosen«städte» beginnt wie üblich mit Bauernpogromen, wie einst die Massakrierung der «Kulaken» und die Aushungerung von Millionen Bauern der Kolchosengründung vorausging. Jetzt werden an *10 Millionen Bauernhäuschen und -hütten*, Ställe und Anlagen verbrannt, obwohl, wie dieser Bericht bemerkt, kein Staat der Welt imstande wäre, die versprochenen «Städte» für 60 Millionen, dazu Ställe, Garagen und Verkehrsmittel aus der Erde zu stampfen. Da sich jeder Staat mit den Mitteln seiner Gründung erhält, bleibt auch dem bolschewistischen Klassenstaat nichts anderes übrig, als immer wieder durch Pogrome unter den Bauern seine Herrschaftsbasis zu sichern, und durch hohle Versprechungen die Gründe seines Terrors zu verschleiern.

Aus dem Bericht von *Margaret Miller* im *Listener* ging auch hervor, daß die bolschewistische Presse die Oeffentlichkeit mit Anklagen gegen die Verschmutzung der Kolchosen durch die Bauern zu beruhigen versucht und neue Städte mit einem Komfort ausmalt, den nicht einmal Moskau kennt. Sicher beklagt die Regierung die mangelhafte Produktivkraft der Landwirtschaft mit Recht. Sie hat nach Angaben, die an anderen Stellen zu finden waren, noch nicht einmal die Resultate des Zarismus erreicht. Welcher außerordentlichen Steigerung der Produktionswille der russischen Bauern-

schaft fähig war, beweisen ältere Publikationen der *Sozialrevolutionäre*. Die Zahl der Bauernkreditgenossenschaften stieg von 1902 bis 1918 von 1000 auf 17 000, der Konsumgenossenschaften von 2000 auf 25 000. Schon vor Beginn der bolschewistischen Bürgerkriege hatte Sibirien mit seinen landwirtschaftlichen Genossenschaften Europa überholt, schrieb eine Autorität wie *Luigi Luzzatti* im April 1919. Eben aus Angst vor der Produktivkraft der freien russischen Bauern werden sie von der herrschenden Klasse unterdrückt, die nur eine von ihr dirigierte, aber nie erreichte landwirtschaftliche Hochproduktion dulden kann, da jede andere eine politische Konkurrenzkraft entfalten könnte.

Die ungeheuerliche Paradoxie der russischen Agrarrevolution beruht heute darauf, daß Rußland sich an die Spitze *asiatischer Agrarrevolutionen* zu stellen sucht, um sie rechtzeitig aufzufangen. Der Bolschewismus besitzt heute bei weitem nicht mehr das Monopol der Meinungsbildung und wird von zahllosen Gegnern der eigenen Links- und Rechtsopposition gründlich durchleuchtet. Verdienste darum erwerben sich in jedem Heft die Westberliner Diskussionsblätter für demokratischen Sozialismus *Pro und Contra*, die den Bolschewismus auf seinem eigenen Kampffeld und mit seinen eigenen marxistischen Argumenten auf den Leib rücken. Eine ausgezeichnete Klassifizierung des bolschewistischen Regimes in der Terminologie von Marx und Lenin findet sich in Heft 12 unter der Signatur *Oeconomicus*. Der Verfasser definiert unter Berufung auf Rußland, China, Korea, die Ostzone und den Balkan den Bolschewismus als *Agrarrevolution plus Staatskapitalismus*, wobei aber der Staatskapitalismus die Agrarrevolution zuletzt immer wieder auffrißt: «Durch die Agrarrevolution wird die Entwicklung zum modernen Kapitalismus nachvollzogen... Der Bolschewismus ist progressiv, insofern als er die Nachentwicklung rückständiger Länder vollzieht. Er wird aber darauf sofort reaktionär, indem er die sozialen Interessen der Arbeiter- und Bauernmassen mit Füßen tritt und eine totalitäre Epoche einleitet. Es ist das tragische Geschick der Bauern und Landarbeiter sowie Kleinpächter in den rückständigen Ländern, daß sie mit Hilfe der Bolschewiki und ihrer Satelliten die Agrarrevolution vollziehen, nur um im nächsten Moment von der augenblicklich entstehenden Macht des Staatskapitalismus wieder neu geknechtet zu werden... Der Staatskapitalismus muß zur Zwangskollektivierung drängen. Bauern und Arbeiter stellen danach *eine Schicht von Lohnsklaven* dar.»

Wertvolles Informationsmaterial über Rußland erscheint seit einigen Monaten in der *Réalité Russe* (26, rue Friant, Pavillon B, Paris XIVe). Herausgeber sind emigrierte Linksoppositionelle, die der Diskussion des Bolschewismus wesentliche Fakten aus der russischen Presse in langen Auszügen bieten. Ich entnehme sie den belgischen, parteiunabhängigen *Cahiers Socialistes* (28), deren Hauptbemühen dem europäischen Föderalismus gilt. Der erste Bericht behandelt eine ganz moderne ukrainische Papierfabrik die in Bau, Anlage, Durchführung ein Muster verfehlter Leitung durch eine ortsferne ignorante Parteibureaucratie bietet. Während bei den Verlagen Papier fehlt, liegt es monatelang im Freien unter Sonne, Regen und Schnee. Maschinen und Rohmaterial kommen um Jahre zu früh oder zu spät in eine Fabrik, wo alles fertig ist — nur das Dach fehlt. Die Fabriken wurden auf die umliegenden Wälder hin errichtet, die aber nur noch knapp für fünf Jahre Holz liefern, das schon für andere Zwecke bestimmt war. Die Maschinen produzieren immer neues Papier, das erst unter freiem Himmel aufgebaut wird und dann verfault als Brennstoff ins Kohlenlager kommt, Platz



für neues Papier zu schaffen. Das alles haben wir schon einmal mitgemacht, lange nach unserem Tode, nämlich in Herman Kasacks *Stadt hinter dem Strom*, in der eine Fabrik aus Sand künstliche Steine formt, die in der anderen Fabrik wieder zu Sand zerrieben werden.

**Carl Schurz** Daß die Lebenserinnerungen des Deutsch-Amerikaners Carl Schurz zu den seltenen Büchern des 19. Jahrhunderts gehören, durch die die deutsche Sprache durchsichtig wie ein Bach fließt, ungetrübt von den Abwässern einer verworrenen Syntax, wissen seine Leser, die sie in der Manesse-Bibliothek als Zeugnis einer lautereren Prosa gefunden haben. Wie schön die Sprache Schurz auch in *Familienbriefen* aus der Feder seines Herzens floß, zeigen die zwei unbekanntenen Briefe an seine Schwägerin, die von der *Historischen Zeitschrift* (171/1) veröffentlicht werden. Wer Schurz noch nicht kennt, wird gut tun, vorher entweder ihn selbst zu lesen oder das Lebensbild anzusehen, das *Werner Richter* im *Hochland* (3) ausstellt. Die Studie beruht auf der neuen Schurz-Biographie von *Joachim Maaß*, dem Mitredaktor der *Neuen Rundschau*. Richter stellt Schurz aus der heute so vertrauten Perspektive des Emigranten dar, der nach dem Worte *Alfred Polgars* die alte Heimat verlor und dem die neue fremd blieb. Schurz brachte als säkularisiert-katholischer, preußenfreundlicher Rheinländer den Vereinigten Staaten ein Element, das dort noch unbekannt war, nicht leicht assimiliert werden konnte und selbst nicht assimilierbar ist. Da aber nach *Wilhelm Meister* unser Vaterland dort ist, wo wir nützen (nicht wo wir uns nützen!), waren eben doch die neuen Staaten das Vaterland des Achtundvierzigers, der (mit 32 Jahren) von Lincoln als Gesandter nach Madrid geschickt wurde, im Krieg als Generalmajor diente und, unverdient für Rückschläge verantwortlich gemacht, die Bedeutung des Sieges der Nordstaaten bei Gettysburg mit einem Weitblick würdigte, der bis in unsere Jahre reicht.

Als es um den Krieg schlecht stand, gehörte Schurz zu den festen Charakteren, die unbeugsam den Sieg wollten und glaubten. Im ersten dieser beiden Briefe stehen starke Sätze, die für gleiche Lagen gültig bleiben:

«Wenn man etwas Großes will, muß man sich darauf gefaßt machen, nicht allein mit der Stärke seiner Feinde, sondern auch mit der Schwäche seiner Freunde zu tun zu haben. Und der letztere Kampf ist gewöhnlich nicht der leichteste. Aber soll man darum die Waffen niederlegen und sich ohne weiteres für überwunden erklären? Ist unsere Sache weniger gut und groß, weil ihre Verteidiger klein sind? Im Strome des Erfolges schwimmen kann jeder; aber wer etwas Bedeutendes leisten will, der muß sich mit der ausdauernden Geduld waffnen, welche durch keinen Unglücksfall, keinen vereitelten Plan, keine getäuschte Hoffnung erschöpft werden kann. Es gibt in der Welt nichts Einfältigeres als verzweifeln. Wer da glaubt, daß große Reformen ohne große Schwierigkeiten durchgeführt werden können, der soll sich lieber gar nicht an die Arbeit geben. Nur der Entschluß, das Aeüßerste zu versuchen und das Letzte zu opfern, macht uns des Erfolges gewiß.»

Und nach dem Siege, schreibt er, «fängt das staatsmännische Werk der Rekonstruktion einer Gesellschaft an, die sich durch diese Riesenoperation ihres inneren Feindes, der Sklaverei, entledigt hat. Und endlich wird die neugeborene Republik den europäischen Eindringlingen zeigen (*Louis-Napoléon*), daß sie auf diesem Kontinent Meisterin ist. Von da fängt die Rolle an, welche Amerika als Weltmacht auch in der Diplomatie Europas spielen wird. Jetzt erst sind dem jungen Adler die Klauen gewachsen... Ich glaube, wir werden

nach und nach von hier aus einen politischen Einfluß auf Europa üben, der fruchtbar sein wird. Jede Stunde, welche man durch Fortschritt in der Schifffahrt an der Ueberfahrtszeit spart, hilft dazu . . .».

**Konvertiten und Renegaten** Carl Schurz hat den Spalt seines Lebens unsichtbar gemacht, indem er das Persönliche hintanstellte und geschichtlich nur dort erscheint, wo er auf die Dinge und Pflichten hört, die ihn beriefen. Seine Wirkung als unverstandener Deutscher in Amerika, als verkannter Amerikaner in Deutschland bei seinen Besuchen Bismarcks, hat rein psychologische Bedeutung außerhalb seines Lebenswerks. Man kann ihn daher kaum einen Emigranten nennen, obwohl er es war und es der Freiheit wegen wurde. Er steht außerhalb der Linie, die *Hans Egon Holthusen* im *Merkur* (37) zwischen *Konversion und Freiheit* zieht, denn er wechselte den Standort immer um derselben Sache willen. Holthusens Neigung, von einem sehr hohen Ansatzpunkt auszugehen, um tief unter ihm die Personen zu zeigen, mit denen er sich auseinandersetzen möchte, führt diesmal dazu, daß er mit dem *Mémorial von Pascal* die religiösen und politischen Konvertiten, von denen man am meisten spricht, konfrontiert. Aber weil bei Pascal das Fleisch einmal Wort wurde, kann man nicht jedem, der nicht zu den großen Gewandelten gehört, den Sinn der Konversion absprechen. Zwar zeugt das Werk für das Erlebnis; aber wie differenziert liegen doch die Umstände eines so diffizilen Ereignisses, daß Holthusen einem *Angelus Silesius* die Konversion als geistig-menschliche Niederlage anrechnet, ohne sagen zu können, ob nicht jene längst, *avant la lettre*, im Cherubinischen Wandersmann enthalten war. Gewiß beweist das Werk von *Claudé*, daß nicht derselbe *Notre Dame* 1886 verließ, der eingetreten war, die Weihnachtsmesse zu hören. Aber ich glaube, vor dem höchsten Geiste, der weder getauft noch beschnitten ist, zählt jener verregnete Pariser Septemberabend genau so viel, an dem *Aimé Pallière*, der katholische Theologie-Student, in eine Synagoge eintrat, aus bloßer Neugier, wie er meinte, in den Versöhnungstag Israels geriet und Schritt für Schritt Jude wurde, mit jenem Martyrium der Ueberzeugung, das er in seinem *Sanctuaire Inconnu* ergreifend schön dargestellt hat. Aber wären die Konversion *Claudés* ohne die großen Oden, die von *Pallière* ohne dessen Leben als Verfolgter unter der deutschen Besetzung weniger wahr und groß? Wie alles in unserer Welt, hat auch der vertikale Einbruch seine Skalen, seine Nüancen, seine Schöpferwerte, und daher wird das Problem der Konversion beschränkt, wenn es nur bei bekannten Autoren untersucht wird, bei denen aber Holthusen viel Richtiges herausarbeitet, während es als Zeitphänomen in anderen, überpersönlichen Aspekten den gemeinsamen Nenner liefern könnte, den Holthusen sucht. Er spricht von den «Bekehrungswellen» in der napoleonischen und in der heutigen Zeit. Immer kann «die krisenhaft überreizte Bewußtseinslage» sie auslösen. Charakteristisch ist aber nicht bloß, *wovon*, sondern *wozu* man sich bekehrt. Die große Rückbesinnung auf den Katholizismus entgeht nicht bloß dem Vakuum, das unsere Gegenwart ständig im Menschen aufbohrt, sondern entfaltet auch den Drang zu einem Universellen, der bei einem Teil der Bekehrten die Sehnsucht nach Umfassenderem verrät, als unsere Staatlichkeiten bieten: nach Europa! Europa-Bewegung und Rekatholisierung stimmen in beiden Epochen bedeutungsvoll überein.

Die Untersuchung des politischen Meinungswechsels in die gleiche Studie zu verflechten, war aber verfehlt. Denn wenn man auch im Zeitungsjargon

die früheren Schreihälse des Salonbolschewismus Konvertiten nennt, bloß weil sie nun ebenso laut ihren Salonantibolschewismus zu Markte tragen, so heißt das doch ein mißbrauchtes und ein substanzschweres Wort behandeln, als ob sie wertgleich wären. Die vielen Fälle, die Holthusen aufzählt, beweisen in seinem Zusammenhang, daß die Geistigen unserer Zeit ebenso ratlos waren und sind, wie sie selbst es ist, weil ihnen eine wirklich neue Doktrin fehlte. Bedauerlich ist, daß Holthusen *Benns* Anpassungen an den Nazismus und zum Beispiel den radikalistischen Enthusiasmus eines *W. H. Auden* wohlwollend auf eine Stufe zu stellen scheint. Jeder Versuch, die eigenen oder die fremden Jahre der tiefsten deutschen Entwürdigung in das Konversionsthema aufzunehmen, wäre verhängnisvoll; Holthusen ist dieser Gefahr bloß beinahe entgangen.

Die Verantwortung der deutschen Bildungsklasse für den Nazismus ist erdrückend groß, aber sie könnte durch ständige Bewußterhaltung Rückfälle verhindern. Geschieht das? Lange nicht entschieden genug. Scheu vor der eigenen Schuld, Rücksicht auf Schuldkomplexe der Leser sind das sicherste Mittel, neue Schuld durch indirekte Duldung des Neonazismus zu häufen.

Charakteristisch ist mein nicht bloß persönliches Erlebnis mit der *Gegenwart*. Ich besprach diese an sich gute, manchmal entschiedene politisch-literarische Wochenschrift hier erst einmal. Warum? Ich hatte in der wohlwollenden Anzeige im Oktoberheft der selbstbewußten Behauptung der Herausgeber widersprochen, sie seien die «lebendige Tradition» der Frankfurter Zeitung, denn sie hatten, teilweise, auch zum Kreis der beschämend gleichgeschalteten Frankfurterin gehört. Ich fand, die Rückkehr der Redaktion nach Frankfurt wäre weniger ein Anlaß, der Tradition als der Nichttradition zu gedenken. Diese Kritik fand ein Leser der Diskussionen viel zu mild; die *Gegenwart* sperrte dagegen sofort die Lieferung des Besprechungsstückes und bestätigte meine Frage deshalb durch Schweigen. Von 120 Zeitschriften, die ich aus 9 Ländern erhalte, hat nicht eine einzige meine Kritik mit Sanktionen erwidert. Also war die Kritik zutreffend.

Vor meinem Vortrag im Sender Rot-Weiß-Rot und nach meiner Kritik in der *Tat* von *Döblins* großer, bedeutungsreicher Romantrilogie *November 1918* (Verlag Karl Alber, Freiburg-München), die in den meisten großen deutschen Zeitungen und von allen deutschen Rundfunkstationen planmäßig totgeschwiegen wird, schlug ich in der *Gegenwart* (109) die Besprechung des Werkes nach, die überhaupt zu bringen geradezu schon rühmlich ist. Aber jeden anständigen Menschen muß der Titel der Besprechung, *Erzählungen eines Renegaten* (ausgerechnet in einem von *Sieburg* mitherausgegebenen Blatt), wie eine Ohrfeige treffen. Es gibt literarische Unanständigkeiten, die unverzeihlich sind. Diese ist es. Döblin hat in seinem Roman nicht bloß die beste, sondern die schlechthin einzige dichterische Transposition der politischen Menschen gegeben, die die Ereignisse des Novembers mitgeschaffen haben. Die Porträts der Ebert, Noske, Radek, der USPD.-Leute und vielen anderen sind einfach hinreißend. Und wie *Heine* kann Döblin von sich sagen, er sei «eine der deutschesten Bestien». Welche Fülle echt deutscher, überwiegend sympathischer Volksmensen wachsen wie Gras auf dem Boden dieses seines zweiten Alexanderplatzes. Das macht heute niemand in Deutschland Döblin nach. Döblin legt *Rosa Luxemburg* eine ganz aus ihrem historischen Charakter heraus geschaffene Bemerkung gegen die deutsche Militärsucht in den Mund, die der Rezensent und Mitherausgeber *Robert Haerdter* als Denunziation bezeichnet. Auch das darf man nicht mehr? In der Nachbarspalte des Rezensenten schwärmt *Sieburg* anläßlich zweier *amerikanischer*

Kriegsromane «für die Festigkeit dieses Gemeinwesens, daß es die *erbarungslose Bloßlegung der eigenen Schwächen* nicht nur erträgt, sondern geradezu für *selbstverständlich* hält.» Aber die deutsche Vergangenheit von 1918 bloßlegen, so meisterhaft und wohlwollend, wie es hier geschieht, gehört bereits zum «Vorurteil des Renegaten». Konvertiten wirft man oft, ohne Verständnis für das Feuer eines neugeborenen Enthusiasmus vor, daß sie durch Uebereifer sündigen. Also durch Uebereifer gegen die Schädlinge der Gleichschaltung, gegen die wahren Renegaten, sündigt die *Gegenwart* nicht. Die Behandlung *Döblins* paßt genau zu der von *Thomas Mann*. Man freut sich echter und konstruierter Angriffsflächen, um die eigenen kläglichen Jahre an jenen zu rächen, denen sie erspart blieben. *Ausgebliebene Konversionen* — was für ein deutsches Thema; was für ein weites Feld.

**Französische Zeitschriften** Unter den französischen Zeitschriften, die nach dem Kriege aus der geistespolitischen Situation der Besetzung, der Resistance, des Gemeinschaftserlebnisses und der wiederentstandenen Differenzierungen hervorgegangen sind, hat *La Table Ronde*, die zur *Diffusion Plon* gehört, eine feste Position errungen. Die Redaktion wird von *François Mauriac*, *Gabriel Marcel*, *Jean Mistler*, *Thierry Maulnier*, *Charles Orengo*, *Georges Poupet*, *Roland Laudenbach* gebildet und von *Jean Le Marchand* verwaltet. Das Aprilheft ist zum Teil *Gide* gewidmet. Als «inimitable» feiert sein Glaubensgegner *Mauriac* den geheimen *Spartacus*, der im Herzen der Gesellschaft stehend, von ihr geliebt und geehrt, sie unablässig provozierte. Die Unterhaltungen *Julien Greens* mit *Gide* ergänzen dessen *Journal*. Auch *Green* sieht im *Thésée* eines der schönsten Kunstwerke des großen Prosaisten. In einer Unterhaltung verteidigt sich *Gide* gegen die Annahme, er sei religiös von *Rilke* beeinflusst. Gespräche über *Descartes*, *Pascal*, *Montaigne*, über klösterliches Leben, den Tod, über die Verse, die *Eva* zu *Adam* in *Miltons* «*Paradise Lost*» spricht (V. 25—27) und die *Gide* die schönsten in irgendeiner Sprache nennt. — Im gleichen Heft Briefe und Verse des *Marquis de Sade*, über den immer neue Studien und Bücher erscheinen. — Im Maiheft eine längere Dichtung von *Pierre Emmanuel*: *On lit au livre de la Genèse*; unvergleichlich witzige Briefe von *Alexandre Dumas* an seinen Sohn, aus denen wir ein andermal zitieren werden, und als Roman ein Werk von *Jocelyn Brooke*. Auch die Chroniken der *Table Ronde* entfalten den gewohnten Reichtum französischer Zeitschriften.

Die Schwierigkeiten der Zeitschriftenpresse haben *Paru* gezwungen, auf Selbständigkeit zu verzichten und mit *Monde Nouveau* zu fusionieren. Die neue Zeitschrift erscheint jetzt unter dem Doppeltitel der beiden Zeitschriften, aus denen sie besteht. *Monde Nouveau* wirft weite Perspektiven in die überseeische Welt (Südostasien, Japan, Französisch-Afrika), sucht aber auch das Neue in *Deutschland*. Der Bericht einer französischen Deportierten über ihre Flucht aus dem KZ, die Hilfe trefflicher Menschen bei ihrem Untergrundleben in Berlin, ihre jetzigen Vortragsreisen in Deutschland, Besprechungen mit früheren Nazis geben diesem Beitrag von *Yvonne Pagniez* einen ungewöhnlichen Inhalt. Der *Paru* zustehende Raum gehört den alten Mitarbeitern dieser Zeitschrift, deren Kritik knapp, zuständig und einleuchtend, die weite Welt französischer Bücher vielseitig aufschließt. *Felix Stössinger*